

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern  
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespalte-  
ne Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an. Vom Verleger direct  
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend-



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 15.

Donnerstag, am 8. April.

1852.

### Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Kriminalisten.

Von

Ernst Frise.

#### Die Brantwäsche.

Seit dem Anfange des Octobers im Jahre 1839  
hatte unaufhörlich ein feiner, kalter Sprühregen die  
Erde genäßt. Trüber Mißmuth lagerte auf den  
Feldern, und die Fluren bereiteten sich zum Winter-  
frieden. Die Bewohner der Erde, vier- und zwei-  
füßige, besiederte und behaarte, rüsteten sich, einiger-  
maßen erstaunt über die ganz contractwidrige Kälte  
und Nässe, zum Winter, und die Menschen, welche  
die Hoffnung auf helle, sonnige Herbsttage noch  
immer aufrecht erhalten hatte, machten Anstalt, dem  
feindseligen Wetter mit Würde zu begegnen.

Aber es geschah, daß die Sonne sich an einem  
Morgen über den Horizont emporhob, durch Wolken  
und Nebel sich hindurchdrängte und ganz befremdet  
über die Natur hinwegschaute, wo raschelndes Laub  
und welke Blumen schon von Vernichtung träum-  
ten. Wie? Sollte es nicht möglich sein, neues  
Leben, neue Lust und neue Kräfte in diese matten,

vergehenden Blumen, in diese salb gewordenen Blät-  
ter und in die stumm dahinschleichenden Thiere zu  
bringen?

Die Sonne blieb siegreich am Himmel stehen!  
Leise schlich ihr Strahl über die Dächer hinweg in die  
Kammern hinein, wo die Menschen verdrießlich von  
Schnee und Eis träumten — keck drang sie in  
die unverhüllt gebliebenen Fenster, wo man sie seit  
Wochen nicht mehr auszuschließen für nöthig ge-  
funden hatte — ungehindert legte sie ihren Glanz  
spielend auf die weichen Betten und versuchte Licht-  
gebilde auf die geschlossenen Augen zu werfen,  
damit sie sich öffneten zu neuer Freude und Le-  
benslust.

Als sie endlich schon ein ziemliches Stück ihrer  
Bahn zurückgelegt und von den höhern Giebeln in  
tiefere Räume hinabgestiegen war, da schlüpfte sie  
endlich auch in ein Kammerchen hinein, in ein Kam-  
merchen so klein, so einfach, so reinlich und fried-  
lich, wie selten eins gefunden wird. Zwei Betten  
hatten kaum Raum in ihm — sie waren kreuz  
und quer neben einander geschoben, um Platz zu  
finden — in diesen reinlichen, roth und weiß über-  
zogenen Betten waren zwei Mädchenköpfe sicht-  
bar — weiße Nachtmühen umhüllten die Gesichter

— der Schlaf lag mit der ganzen Nacht, mit welcher er nur die ermüdete Jugend heimzusuchen pflegt, auf den gesunden kräftig gebildeten Mädchen. Sie schliefen fest, tief und süß und die Sonne mochte so viel Streiflichter über Stirn und Nasen ziehen, wie sie wollte, sie schliefen fort. Ein liebliches Lächeln lag auf den Lippen der Einen — es war ein schönes, ganz jugendliches Gesicht, was zu diesen Lippen gehörte. Keck, trozig und spöttisch kräuselte sich der Mund der Andern und sie zog tausend kleine Verdrießlichkeitsfalten auf der glatten Stirn zusammen, als der Strahl der Sonne ihre Augen küßte. Dies Gesicht war ohnedies nicht schön, deshalb wurde es possierlich häßlich unter den Grimassen, welche der Einfluß der Sonne unbewußt hervorbrachte, ohne im Stande zu sein, die festen Bande des Schlummers zu lösen.

Glücklicher war der Erfolg bei dem schönen Kinde, das lächelnd geträumt hatte. Kaum berührte ein Lichtreflex die rosige Wange, so fuhr das Mädchen jähe in die Höhe, schaute entzückt zu dem blau und weiß getiegeten Himmel empor und sprang mit einem Jubellaut aus dem Bette.

„Hei! Fette, faule Fette, die Sonne scheint! Heraus aus den Federn! — Hab' ich einen treuen Schatz! Fette — wach' doch auf Du Murmelthier! Immer Regen und wieder Regen und nun meine Brautwäsche beginnen soll — herrliches Wetter — Sonnenschein!“ Während dieses Freudenjauchzens hatte das hübsche Mädchen ihren Anzug geordnet und begann nun das Haar von der weißen Nachtmütze zu entfesseln. Mit keckem Muthwillen zielte sie mit der Mütze nach dem Gesichte der Schlafeserin, die zwar wach geworden war, wie das Blinzeln ihrer Augentlieder verrieth, welche aber zu ihrem Vergnügen den Schein des tiefen Schlafes beibehielt. Die Mütze, gut gezielt, traf richtig die etwas hervortretende Nase Fettens und blieb vermöge einiger Hilfsmittel von Bändern und Spizen wunderbar schön aufgebauscht auf der Nase hängen. Die hübsche Kleine wollte sich todtlachen, als Fette dessen ungeachtet pflegmatisch liegen und ihre Nasenverzierung gravitatisch hängen blieb. „Willst Du bald aufstehen!“ begann sie dann wieder. „Hörst Du — die Mutter rumort schon im Hause herum! — Gewiß hat sie heimlich Kuchen gebacken zur Braut-

wäsche des einzigen Kindes — ihres Goldtöchterchens“ —

„Schönes Goldtöchterchen“ — brummte es jetzt unter der aufgestützten Nachthaube hervor.

„Was?“ schrie die Kleine, keck ihre langen Haarflechten schwingend.

„Menschenquäler, aber nicht Goldtöchterchen,“ murmelte es vernehmlich.

Jetzt fiel der lange, goldig blonde Haarkopf, welcher so lange drohend über der behaubten Nase gehangen hatte, mit schallendem Schlage auf die Bettdecke nieder.

„Warte — ich werde Dich pelzen, Du schlechte Person! Menschenquäler wäre ich? Menschenquäler?“ — sie paukte tüchtig darauf los, ohne daß Mamsell Fette für gut fand, sich zu rühren. — „Warte Du königlich preussische Cousine, ich will Dich lehren ein ächt hannöversch Bürgermädchen zu schimpfen. Ist das der Dank, daß ich Dich so gutherzig in mein Kämmerchen mit aufgenommen habe?“

Jetzt rührte sich aber die Bettdecke — eine Hand kroch hervor, nahm fix die Mütze von der Nase und schleuderte sie kopfüber zum Bette hinaus. Dabei öffneten sich zwei große, braune, sprechend blickende Augen, und hesteten sich fest auf die hübsche Hannoveranerin, welche eine so große Verehrerin der Prügelftrafe war, daß sie ihre Hiebe mit dem Zopfe noch immer consequent forsetzte.

„I — Martha — I? Sieh doch!“ sprach Fette mit höchst komischer Betonung. Also ich sollte mich wohl bedanken? Was Du für Ansichten hast! Wofür denn? — Dafür, daß ich, — die Tochter eines königlich preussischen Land- und Stadtgerichtskanzlisten — die überschwenglich große Gnade gehabt habe, das Haus eines ganz ordinären hannöverschen Schusters mit meiner Gegenwart zu beehren? Bedanke Du Dich — gleich nieder in den Staub und pater peccavi gesagt“ —

Martha war jedoch sehr wenig büßfertig. Sie brach in ein heiteres Gelächter aus und begann ihre Bettkissen nach der gnädigen preussischen Cousine zu werfen. Diese erwiderte den Angriff und bald waren die beiden übermüthigen Mädchen in einem Bombardement begriffen, das an's Großartige grenzte.

Während der Zeit öffnete sich geräuschlos die Kammerthür. Ein wohlgenährtes Gesicht zwängte

sich zwischen dem schmalen Spalt hindurch und betrachtete sich mit Verwunderung und Erstaunen den höllischen Spectakel. „Mädchen, seid Ihr denn toll geworden?“ fragte die Erscheinung endlich.

Im Nu hing die kleine, hübsche Martha an dem Halse der dicken Frau und rief: „Mutter — ist mein Schatz nun treu? Hei! — scheint die Sonne nicht golden in die Brautwäsche? — Zette will nicht aufstehen“ —

„Wozu denn so früh,“ entgegnete diese sehr kaltblütig, obwohl von der eben überstandenen Schlacht noch tief aufathmend.

„Sage nur Mutter,“ fragte die junge Braut begierig — „ist der Schatz denn nun treu? Ist er gut? Ist er brav? Ach, Ihr habt mich doch jämmerlich gezwickt die Tage über, wo es regnete.“ —

Die Mutter lächelte behaglich in das Gesicht der Tochter hinein: „ja, er wird wohl doch treu sein — sonst schiene die Sonne gewiß heute nicht.“

Ach, wie drückte und preßte die Tochter ihre Mutter für diese himmlische Botschaft.

„Na — na — laß mich nur leben,“ setzte die Meisterin hinzu. —

Martha trällerte eine alte abgekommene Balzermelodie und drehte ihre dicke Mutter auf dem winzig kleinen Raume, wie auf einer Drehscheibe rund um.

„Kind — Kind!“ warnte diese lachend. „Die Vögel, die des Morgens zu lustig sind, fängt des Abends die Kaze! — Laß mich gehen — es wartet unten manch' Geschäft auf mich! — Macht, daß Ihr herunterkommt!“ Sie trippelte eilig wieder weg. Martha trällerte ungestört weiter und focht ihr Haar dabei. Zette lag störrisch im Bette.

„Um solch' nen Schatz rüh' ich noch kein Bein,“ murmelte sie in ihren Kissen vergraben.

„Du garstige Person,“ erwiderte Martha. „Was hast Du denn gegen meinen Wilhelm.“

Zette rümpfte die Nase und zog die ohnehin spöttischgefalteten Mundwinkel enger zusammen.

„Was?“ fragte Martha. „Ist es nicht ein hübscher, lieber Mensch?“

„Mag sein — aber“ —

„Nun — aber? Was weißt Du von ihm, was nicht gut ist?“

„D — genug weiß ich — genug!“

Martha's schöne freundliche Züge zeigten eine ängstliche Spannung. „Zum Beispiel — Zette?“

„Ja, zum Beispiel,“ höhnte Zette, sich halb aufrichtend, — „daß er ein gewisses Mädchen so unvernünftig lieb hat, wie man es nur von einem Manne erwarten kann, der seinen Verstand eingebüßt“ —

„Bin ich dies gewisse Mädchen, Zette?“ unterbrach sie die hübsche Braut mit hastig innigem Wesen.

„Kann wohl sein,“ entgegnete Zette sehr kalt, indem sie Anstalt zum Aufstehen traf.

„D, Du Wetterheer! Du Schelm! Weißt Du noch mehr solche Schlechtigkeiten von ihm?“

„Gott behüte Einen! Ich dächte an dieser wär' es genug, um die ewige Seelenseligkeit zu verschmerzen, denn der Mensch stellt Dich ja höher, als Gott selbst.“

„Rein Zette, das thut er nicht!“ sagte Martha treuherzig. „Ach Du glaubst nicht, was es glücklich macht, so — so“ —

„Ja — so so“ — warf die unbarmherzige Spötterin wieder dazwischen. „Alles Glück ist so so — merk' Dir das, Du Putzhähnchen!“ —

Die Meisterin rief — die Mädchen beeilten ihre Toilette — in Martha's Seele blieb nur ein Gedanke hängen und dieser Gedanke machte das Herz lauter pochen, die Hände eifriger arbeiten und die Beine schneller laufen. So klar, wie heute war die Luft noch nie gewesen, so glänzend hatte die Sonne noch nie geschienen, so mild und erfrischend hatte der Wind noch nie gefächelt und so weiß war die Wäsche noch nie getrocknet.

Es war eine Wirthschaft im Hause, um toll zu werden. Da standen zwei Waschweiber und wuschen, als hinge das Leben davon ab — im Flure spülte und stärkte die Frau Meisterin, mit Hülfe einer stämmigen Magd, die reingewaschene Wäsche und im Hofe klapperten die beiden Cousinen in Holzpantoffeln unter den Trockenleinen umher, um sie aufzuhängen und abzunehmen.

Die Meisterin machte ein sehr freundliches Gesicht, ein sicherer Beweis ihrer Zufriedenheit in allen Stücken und die Magd verzog ihr rothes, breites Gesicht in das lieblichste Lächeln, wenn Mamsell Martha gelegentlich beim Vorüberlaufen auf ihren breiten Rücken klopfte.

Es ist eine alte Wahrheit, daß beim Waschfasse die vertraulichen Mittheilungen unausbleiblich sind. Der Meisterin ging das Herz auf, als sie die ungekünstelten Lobeserhebungen ihrer Magd über ihr Juwel, ihr einziges, von neun Kindern übrig gebliebenes Kind hörte und sie vertraute ihr flüsternd und ins geheim, daß es auch manchen stillen Kampf mit ihrem Ehemanne gegeben, ehe er eingewilligt habe in die jetzt festbeschlossene Verbindung mit dem jungen Preußen.

„Ich glaube es schon,“ antwortete die Magd eben so vertraulich. „Meister Severin hat sein Schäfchen in's Trockene gebracht und Mamsell Marthe ist Ihr Einziges — damit konnten Sie schon höher hinaus und wenn es bis zum Kreissecretair hinauf gewesen wäre.“

Die Meisterin blickte überrascht auf. Der Kreissecretair war eben ein begünstigter Bewerber gewesen, aber man hatte es ganz in dem Schleier des Geheimnisses gehüllt geglaubt.

„Hm — wie kommst Du denn auf den Kreissecretair?“ fragte sie.

„Ach Madamchen, man hat ja Augen und Ohren!“ lachte die Magd. —

Martha unterbrach das Gespräch: „alles trocken!“ rief sie jubelnd. „Kann ich dies hier aufhängen, Mutter?“ dabei hing sie sich selbst an den Hals der Mutter und drückte ihr einen schallenden Kuß auf den fetten Nacken.

„Wildfang,“ schalt die dicke Frau, sie sanft abschüttelnd. Ich will doch Gott danken, wenn ich das Mädchen erst aus dem Hause los bin!“

„Wirklich Mutter?“ fragte Marthe übermüthig. Dir zum Aerger bleibe ich nun im Hause und heirathe gar nicht!“

Die Magd schlug vor Schreck die Hände zusammen, daß es widerhallte. „Was würde Herr Petermann dazu sagen, Mamsellchen! ach Du mein Himmelchen, der thät sich ja ein Leid an.“

„Wirklich gute Dorthie — wirklich?“ fragte Marthe seelenvergnügt. Das junge Mädchen konnte es sich gar nicht satt hören, daß ihr Bräutigam sie so ausnehmend lieb habe. „Ob mir Petermann wohl wirklich so sehr gut ist?“

„Ach Du meine Güte!“ rief Dorthie mit zum Himmel gekehrten Augen. „Als wenn wir es nicht Alle, vom jüngsten Lehrjungen bis zum Altgesellen,

mich inbegriffen, gesehen hätten, wie der Preuße nur Augen für unser Mamsellchen hatte, wie er nichts sah und hörte, als Mamsellchen, wie er täglich stiller wurde, als ihm der Braunschweiger einst in's Ohr raunte: „schneid' Dich nicht Bruder, die kriegst Du doch nicht!“ und wie er vor Freude zitterte und bebte, als Sie ihm am Pfingstsonntage zum ersten Male die kleine Patschhand gaben.“ —

„D — o! ich will nichts mehr hören,“ rief die Braut lachend, indem sie zur Thür lief. „Ihr wißt ja Alles!“ —

„Freilich wissen wir Alles,“ fuhr Dorthie stolz und selbstgefällig fort.

„Das scheint so,“ entgegnete die Meisterin freundlich. „Erzähle 'mal weiter.“

„Wenn Sie es nicht für ungut nehmen wollen, Madamchen,“ meinte die Magd beflissen. „Sehen Sie, als Sie, der Meister Severin und unser Mamsellchen am Pfingstsonntag zum Silberschießen gingen, es war eben, wo der Preuße zum Abschied ein Händchen kriegte, da stellte sich der Preuße in die Hausthür und sah Ihnen nach bis zur Klasbrücke. „Unsere Martha ist gewiß das schönste Mädchen auf der Wiese,“ sagte er leise zu mir. Ich nickte bloß. Der arme Mensch wurde nämlich in diesem Augenblick ganz blaß, denn der Herr Kreissecretair holte sie an der Klasbrücke ein und wir konnten sehen, daß er der Mamsell seinen Arm darbot. Herr Petermann sagte kein Wort weiter. Er ging oben auf seine Kammer und da hat er gewiß gebetet, Madamchen. Nachher kam er sacht herunter — alle Gesellen waren ausgeflogen und die Lehrjungen dazu — ich saß alleine in der Hausthür und stopfte Strümpfe. — Er ging in den Garten und setzte sich unter den Fliederbusch. Er hatte zwar ein Buch in der Hand, aber er las nicht eine Sylbe. Seine schönen schwarzen Augen hielt er fest auf die Fliederblumen gerichtet und seine Hände hatte er gefaltet. Wissen Sie wohl — Sie kamen sehr früh nach Hause? — Mamsell Marthe sagte ganz absonderlich: „mir hat es gar nicht gefallen!“ da hätten Sie aber sehen sollen, wie seine schwarzen Augen blühten! wie leibhaftige Sterne funkelten sie“ —

„Und bald darauf hatten wir eine Braut im Hause,“ fiel die Meisterin mit einigem Bedacht in ihre begeisterte Rede. Sie fürchtete wirklich die

Magd möchte nun Dinge erörtern, die sie gern mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt lassen wollte. Es hatte der guten Frau manchen harten Kampf mit ihrem Manne, der ein wenig hochmüthig war, gekostet, ehe das Glück ihrer Tochter festgestellt wurde und hätte sie nicht in Jette einen so kräftigen Beistand gehabt, so wäre im Leben nichts aus dieser Heirath geworden. Aber dies sonderbare, kluge und schlaue Geschöpf wußte ihren Oheim, der ihrer verstorbenen Mutter Bruder war, so vortrefflich zu stimmen, daß er wirklich eines Sonntag Mittags im Beisein sämmtlicher Hausgenossen die Verlobung seiner einzigen Tochter Marthe mit Herrn Wilhelm Petermann aus Tangermünde erklärte und sogleich hinzufügte: er habe für das junge Paar die Beeremannsche Werkstatte übernommen und werde dort ein Campagnongeschäft mit seinem künftigen Schwiegerohne gründen. Glück, Freude und Friede kehre nun nach den aufreibenden Scenen der innerlichen Zerwürfnisse ein. Der Kreissecretair, ein mißgestalteter, sehr hochmüthiger Bursche zog sich zurück vom Hause und der Meister schien seine hochstrebenden Pläne wenigstens so weit vergessen zu haben, daß sie seine gute Laune, die sich selten bis zum behaglichen Frohsinn erhob, nicht mehr in Murrstimm ausarten ließen. Es wurde festgesetzt, daß Petermann sein kleines Erbtheil, seine Geburtscheine, Heimathscheine, Moralitätszeugnisse und sonst noch nöthigen Papiere holen solle. Während dieser Zeit konnte Alles Uebrige in Marthas Verhältnissen geordnet werden und am 24. November sollte die Hochzeit sein.

Jette, die hinterlassene Waise eines preussischen Kanzlisten, wie wir schon gehört haben, hatte sich in diesem Hause durch die Ueberlegenheit ihres Geistes längst in eine achtungsvolle Stellung emporgeschwungen, allein seit dem Siege, den sie jetzt gegen ihren Onkel erfochten, war sie bis zur Stufe einer unbedingten Verehrung gestiegen. Selbst ihr eigener Onkel lobte ihre Einsicht und ließ sich Manches von dem Mädchen gefallen, das wie ein Kobold im Hause umherwirthschaftete und zu ihrer Kurzweil spottete, mäkelt, höhnte und schimpfte, im Grunde es aber herzensgut mit der ganzen Welt meinte. Im Allgemeinen gehörte Meister Severin zu den Männern, die das Lachen nie gelernt zu haben scheinen, doch trat er Niemand zu nahe, wenn man

ihn ungestört ließ. Schaffen, denken, grübeln, das war seine Lust, respectirte man dies und ließ ihm darin Gerechtigkeit widerfahren, so konnte man Alles von ihm erhalten, doch der mindeste Widerspruch auf diesem Felde seiner Activität reizte ihn dermaßen, daß seine tyrannische Natur unüberwindlich hervortrat. Freundlichkeit, Herzlichkeit und Wohlwollen waren ihm fremde Gefühle, die überließ er seiner Frau und es war nicht zu läugnen, daß der große Haushalt unter der zweifachen Regierung von Furcht und Liebe ganz außerordentlich gedieh. Das Städtchen, wo Meister Severin lebte, war wegen seiner ausgezeichneten Stiefelarbeit weit und breit bekannt und Meister Severin als der tüchtigste Schuhmacher daselbst vollkommen berühmt. Nach diesen Auseinandersetzungen wird man begreifen, welches Kunststück Jette, die Cousine aus Preußen vollbracht hatte, als sie den bärbeißigen, wortkargen und widerwilligen Meister zur Einwilligung in eine Verbindung beredet, die ein reines Liebesbündniß war.

Genug, es war gelungen und wir haben schon gesehen, welch' ein Tag voll freudiger Unruhe in dem ernststrubigen Hause, in welchem nur Marthe und Jette laut zu lachen wagten, hereingebrochen war. Arbeit mit Genuß wechselte. Volle Schüsseln und volle Bierflaschen verschwanden unter den Pausen der Erholung und Ruhe. Der Abend jedoch sollte das Fest erst recht krönen. Die Lehrjungen schlichen schmunzelnd durch die Hausflur und zogen den Duft des Kalbsbratens, der hörbar in der Pfanne schmorte, mit Wohlbehagen ein. Sie verriethen den ehrbarern Gesellen in der Werkstatte, daß Rumflaschen, Zucker und Zitronen auf dem Anrichtetisch prangten und daß die allergrößte Suppenterrine heruntergeholt sei. Man kannte die Humanität der Frau Meistersin zu gut, um nun nicht mit Bestimmtheit auf excellenten Punsch rechnen zu können.

Die Kaze und der Hund des Hauses standen den Lehrjungen wenig nach an Klugheit. Auch sie begriffen, ohne daß es ihnen erzählt war, daß Festtag, mit gehörigem Essen und Trinken, gefeiert wurde. Sie saßen Beide unverrückt auf der Schwelle der Küchentür und hüteten den Bratofen so vertieft in köstlichen Erwartungen, daß dem sonst sehr wachsamem Hunde das Deffnen der Hausthüre gänz-

lich entging und er nicht eher seiner Pflicht der Anmeldung eines Fremden nachkam, bis der hell und freundlich ausgesprochene Gruß eines Eintretenden ihn aus seinen Gedanken aufstörte. Der junge Mann, ein sogenannter Handwerksbursche, wie der erste Blick lehrte, fragte nach dem Meister. Dieser trat eben aus der Werkstatt und der Fremde wies sich ihm sogleich als ein wandernder Schuhmachergeselle aus, den Meister Severin's Renommé hierhergeführt, um bei ihm wegen Arbeit nachzufragen.

Der Meister war nicht in der Laune, viel zu antworten. Er schüttelte langsam den Kopf — seine Stellen waren besetzt.

Der Geselle machte eine Geberde des Bedauerns, wollte sich sogleich bescheiden verabschieden und setzte nur der Artigkeit wegen hinzu: „ich hätte gern ein Weilchen hier in der Stadt und namentlich bei Ihnen gearbeitet, denn bei uns in Preußen sind die Stiefeln dieses Ortes sprichwörtlich berühmt.“

Dem Meister gefiel diese Rede. Er winkte — noch immer stumm — mit der Hand, daß er warten möge und legte nachdenkend die Hand an die Stirn.

„Sie könnten doch lieber bleiben — murmelte er. „Mein Schwiegersohn kann Sie gebrauchen“ —

„D — vortrefflich! wo finde ich diesen?“

Der Meister blickte mit dem Schimmer eines Lächelns nach der Stube hinein, wo Marthe und Jette bei offener Thür Wäsche legten.

„Er wird in einigen Tagen zurück sein, bis dahin arbeiten Sie hier, denn ehe die Hochzeit nicht gewesen, können Sie dort nicht bleiben.“

Der Geselle verneigte sich anständig, sein Mienspiel verrieth seine Zufriedenheit.

„Sie sind Preuße?“

„Ja wohl.“

„Und woher?“

„Aus Tangermünde.“

„Ei, so sind Sie ja Landsmann von meinem Schwiegersohn im engsten Sinne des Wortes. Er ist auch ein Ulmärker und seine Eltern wohnten zuletzt in Tangermünde.“

„Und wie heißt er, wenn ich fragen darf?“

„Wilhelm Petermann.“

Der Geselle prallte erschrocken zwei Schritte zurück und starrte den Meister mit einem Ausdrucke in's Gesicht, der an Entsetzen grenzte. „Wie heißt er?“ stammelte er dabei.

Der Meister gehörte, wie schon gesagt ist, nicht zu den lammsfrommen und geduldigen Männern, die Lust haben, sich an die Gefühle anderer Menschen zu kehren.

„Nun — haben Sie's nicht verstanden?“ rief er rauh. „Wilhelm Petermann!“

„Allmäch't'ger,“ flüsterte der Geselle und trat zitternd zurück nach der Thür. „Daß ich auch gerade hierher kommen muß!“

„Was ist denn los“ fuhr noch ärgerlicher der Meister auf.

„Wissen Sie denn noch nicht,“ stotterte der Geselle.

Martha stand an allen Gliedern bebend, bleich wie eine Leiche schon lange an der Stubenthür. Sie wagte jedoch kein Wort.

„Reden Sie in's Teufels Namen,“ polterte der Meister wüthend hervor.

Der Geselle hatte aber Martha's geisterbleiches Gesicht gesehen. Instinctmäßig wendete er jetzt seine ganze Geistesgegenwart auf, um Fassung zu gewinnen. „Haben Sie lange keine Nachricht?“ fragte er so ruhig, wie möglich.

„Nein! unser Eins hält sich nicht mit Schreiben auf — wir erwarten ihn jeden Tag!“

„Ach er wird nicht kommen,“ sagte der Geselle traurig.

Nun hielt sich Jette nicht länger. Sie sah, daß sie sich in's Mittel legen mußte, um das Auflodern ihres Dnkels zu verhüten.

„Lieber Mann, sagen Sie uns schnell und bestimmt, was ist dem Petermann zugestoßen? ist er krank? ist er todt? nur schnell, schnell!“

„Er? nein er lebt — er ist gesund — aber der Andere — der ist todt!“

„Wer denn? der Andere — wer?“

„Nun, den er erstochen hat. Er sitzt im Criminal zu St....“ Ein schrillender Schrei des Entsetzens durchdrang das ganze Haus und lockte alle Hausgenossen in die Flur hinaus.

Man fragte, der Geselle antwortete, erst ängstlich und befangen von Mitleiden, dann geläufig und weitschweifig wie ein Weib, das froh ist, ein-

mal in der Eigenschaft als wichtige Berichterstatterin glänzen zu können. Verwirrt, betäubt, athemlos neugierig, umstanden Alle den Schwäger, der beinahe Martha's Herz zermalmt, aber wir wollen seiner basenhaften Plaudersucht nicht folgen, sondern den Verlauf der Sache kurz fassen.

(Schluß folgt.)

## Die Nonnenlaterne.

Ein holländisches Volksmärchen.

Was weißt der Wand'rer in dunkler Nacht!

Er sieht ein Licht in der Ferne,

Und, wie getrieben von höh'rer Macht,

Naht ihm die Nonnenlaterne.

Zur Rechten bleibt sie ihm Schritt vor Schritt;

Es sträubt sich sein Haar voll Grauen —

Er gehe fort, er folgt nicht mit,

Sonst wird er nur Moder schauen.

Sie führet ihn weit vom Pfade ab,

Sie hat sein Auge geblendet,

Und ist verschwunden am stillem Grab,

Wo einst ihre Liebe geendet.

**B**u Nordhausen wurde von dem reichen und prachtliebenden Markgrafen Heinrich, dem Erlauchten, im Jahre 1263 das erste Turnier gehalten. Viele der edelsten und tapfersten Ritter kamen in ihren Rüstungen zusammen. Keiner ward zugelassen, der nicht von edeln oder freien Eltern und Großeltern abstammte, oder durch eine entehrende Handlung dieses Vorzugs unwürdig war.

Dabei hatte sich auch eingefunden Herr Alhard zu Prießen mit seinem Sohne und seiner wunderschönen Tochter Gutta. Das züchtige Fräulein freute sich, hier ihren Geliebten und Verlobten, den Ritter Heinz zu Hardt anzutreffen und zu sprechen, welches ihr daheim von dem Vater oft verweigert wurde. Alhard wollte aus eigennützigem Absichten die Tochter nicht heirathen lassen, und suchte den Ritter unter dem Vorwand zu entfernen, daß Gutta noch zu jung sei, und er sich erst mehr Vermögen in fremden Ländern erwerben

solle. Heinz blieb kein anderer Ausweg, als, nach dem Beispiele verschiedener Ritter, bei dem griechischen Kaiser oder dem Könige von Ungarn Dienste zu nehmen. Letzterer schätzte die deutschen Ritter sehr hoch, und suchte durch sie den rohen Adel seines Reichs auszubilden. Heinz erwählte Ungarn und wollte nach geendigtem Turniere dahin aufbrechen.

Dieses feierliche Turnier dauerte acht Tage lang mit abwechselnden Lustbarkeiten, Tänzen, scherzhaften Vorstellungen der sogenannten Lustigmacher, und Gastmählern. Ein großer ebener Platz war mit Schranken eingefast, und stellte einen Lustgarten vor, in dessen Mitte ein Baum von Silber stand, welcher goldene und silberne Blätter trug. Jeder Ritter suchte den Gegner mit stumpfen Lanzen aus dem Sattel zu heben, oder mit dem Schwerte fechtend zu entwaffnen. An dem einen Ende der Schranken saßen die vier Turniervögte oder Kampfrichter, alte ehrwürdige Ritter, welche für die Aufrechterhaltung und Beobachtung der Turniergefesse sorgten und die Preise dem Verdienten zuerkannten. An dem andern Ende befanden sich zwölf zur Schau erwählte Ritter und zwölf der schönsten Jungfrauen und Frauen, aus verschiedenen Ländern, welche den Preis oder Dank austheilten. Die vier Grieswärtel standen am Eingange der Schranken. Derjenige, welcher seines Gegners Lanze zerbrochen, bekam ein silbernes — hatte er aber denselben aus dem Sattel gehoben und war selbst ohne Wanken auf seinem Rosse geblieben, ein goldenes Blatt zum Preise.

Gutta war zu einer Schaujungfrau erwählt worden und hatte das Vergnügen, ihrem Geliebten bald ein silbernes, bald ein goldnes Blatt zum Preise seiner Tapferkeit zu überreichen. Neidisch über dessen Ruhm und Minneglück versuchten Andere, ihm mit hartem Kampfe zuzusetzen, besonders Iring von Ramstein und Conrad Sturmfeder, beide verloren aber durch die Folgen des Kampfes ihr Leben, wie denn ein jedes Turnier mit dem Tode einiger Ritter endete, worüber sich die Kleberei oft mächtig ereiferte.

Am letzten Tage beschloß ein großes Gastmahl diese Festlichkeiten. Zwanzigmal hinter einander wurden die köstlichsten Speisen in goldenen oder silbernen Gefäßen aufgetragen. Gekochte und gebratene Pfauen, Schwäne und Hühner kamen mit

vergoldeten Schnäbeln, Füßen und Federn auf die Tafel. Verschiedene Speisen waren in Gestalt von Löwen, Lindwürmern und gewaffneten Männern gebacken und zugerichtet, und die Getränke mannigfaltig auferlesen.

Nur zum Schein nahm Gutta Antheil an dem Mahle und den Lustbarkeiten dieses Tages, und konnte kaum ihre Traurigkeit verbergen, weil sie sich nun gänzlich von dem Geliebten trennen mußte. Am folgenden Tage schon zog Heinz mit seinem Knappen Hans Spadt ins Ungerland.

Auf dem Wege dorthin hatten sie vieles Ungemach zu erdulden, mußten oft wilde Thiere und Räuber bekämpfen, und verirrtten sich zuletzt in einem großen Walde. Nachdem sie lange vergeblich einen Ausweg gesucht und sich von Beeren und Eicheln kümmerlich genährt hatten, gelangten sie an einen Felsen und fanden den Eingang einer Höhle. Der Knappe konnte vor Müdigkeit nicht weiter, legte sich auf den moosbedeckten Boden nieder und schlief ein. Der Ritter untersuchte die Höhle genauer, kam durch eine eiserne Thür in einen langen Gang, und aus einem Gewölbe in das andere, bis in einen zierlichen Garten, worin mitten ein prächtiger Palaß stand. Zwei grimmige Löwen lagen davor, und wollten über den Ritter herfallen. In demselben Augenblicke aber erschien eine reizende Jungfrau, mit fliegenden goldgelben Haaren und einer strahlenden Krone auf dem Haupte, berührte die Löwen mit der Hand und winkte dem Ritter, ihr zu folgen. Sie führte ihn in einen Saal, ließ ihn neben sich setzen und sprach mit metallener Stimme: „ich weiß, daß Du ein vollkommener Ritter und jede Beleidigung zu rächen bereit bist, wenn die Ausführung mit Deiner Ehre besteht. Ein glücklicher Zufall scheint Dich zu mir zu führen. Ich stamme aus königlichem Geschlechte und bin durch einen allgewaltigen Zauberer, der mir vergebens seine Liebe aufdringen wollte, seit vielen hundert Jahren hierher versetzt worden und in meiner natürlichen Gestalt geblieben. Zu Preßburg im königlichen Schlosse befindet sich ein steinernes Bild, so bald Tag und Nacht sich gleich sind, haue diesem Bilde den Kopf herunter, und ich bin erlöst. Du findest in dem hohlen Rumpfe hundert Goldgülden. Nimm von jenem Tische das Schwert, das kleine Brod und die Flasche voll Wein. Mit

erstem verrichte die That, mit letztern labe Dich, und beide werden ausreichen, bis Du nach sieben Tagen, in westlicher Richtung, aus dem Walde und nach Preßburg gelangen wirst.“

Ritter und Knappe zogen nun fröhlich ihres Weges nach Westen zu und kamen am siebenten Tage in Preßburg an. Heinz wurde von dem Könige sehr wohl aufgenommen, verrichtete die Entzauberung der Prinzessin und nahm den verborgenen Schatz zu sich. Lieber wäre er damit gleich wieder zurückgekehrt, hätte ihn der König nicht zu einem Zuge gegen den griechischen Kaiser Michael Paläogulus aufgefordert.

Nachdem Alhard auf den Prießen zurückgekehrt war, fing er seine gewöhnliche Lebensart wieder an, das heißt, er suchte Vorüberreisende, vorzüglich reiche Prälaten und Kaufleute auf der Landstraße niederzuwerfen, oder, nach dem damaligen Sprachgebrauche, gefangen zu nehmen und zu berauben; oder, wenn sie kein Geld und Gut beiführten, ein großes Lösegeld von ihnen zu erhalten. Weil nur die Ritter Schwert und Waffen tragen und Kaufleute und andere Reisende zwar solche zur Sicherheit mit sich nehmen durften, aber an den Wagen oder Sattel hängen mußten, so wurden sie oft überfallen, ohne sich derselben bedienen zu können. Auch zwang er die Juden, welche damals gegen zehn und mehr Prozente vom Hundert eine lebendige Leihbank vorstellten, durch Gefangennehmung große Summen zu entrichten, so oft er Geld brauchte, und schützte sie dagegen vor der Verfolgung des Pöbels. Diese den Zeiten des Faustrechts gemäße Beschäftigung konnte ihn jedoch nicht abhalten, den Stab über die Liebe seiner Tochter zu brechen. Derselben gehörte, vermöge eines Vermächtnisses ihres Großvaters mütterlicher Seite, der größte Theil der Besizung des Ritters. Um diese seinem Sohne Erlungus zuzuwenden, suchte er nach Jahresfrist, mit Beihilfe des Pfaffen Gramsalbus, Gutta, durch eine erdichtete Nachricht von dem Tode des Geliebten, zu bewegen ins Kloster zu gehen. Das arme Mädchen, ohne Freunde und Beschützer, fähig ein Menschenleben mit Liebe zu beglücken — einer zahlreichen Nachkommenschaft Mutter zu sein, ließ sich überteden und nahm mit tiefer Trauer im Herzen in dem Kloster zu



Petersberg\*) den Schleier. Wie viele tausende blühender Mädchen mögen nicht allein in Deutschland, in den düstern Klostermauern, einem zwecklosen Berufe Preis gegeben, ihr Leben ausgehaucht haben. —

Allein die Nemesis bestraft früher oder später alle Verbrechen, welche Macht und Bosheit der leidenden Menschheit zufügen. Auch Alhard fühlte bald den Barm in seinem Innern; denn sein Sohn wurde von einem wilden Schweine im Walde umgebracht, und die Betrübniß darüber zog ihm eine tödtliche Krankheit zu. Er ließ deshalb Berthold, den zweiten Bischof von Naumburg zu sich kommen, und ersuchte ihn um Gotteswillen, seiner Seele Ruhe zu verschaffen. Der Bischof wußte, was hier zu thun nöthig sei, und lockte ihn vor seinem Ende Hab und Gut für das Kloster zu Petersberg ab. Zu spät bereuete er, durch Geiz und Pfaffenlist seine Erben beraubt zu haben.

Gutta fand einige Linderung ihres herben Schmerzes in dem Umgange mit der Nonne Beatrix, die nur einige Jahre älter wie sie war. Beide errichteten ein Freundschaftsbündniß, das nur der Tod trennte. Beatrix lernte ihr Heiligenbilder auf Pergament zu malen, und seidene Kleider und Teppiche zu weben. Sie stammte aus Freiberg und war bloß aus Aberglauben ins Kloster gesteckt worden, weil ihre Eltern glaubten, daß nur darin ihre Seele aus der Gewalt des Teufels gerettet werden könnte.

Die Nonnen lebten übrigens in diesem Kloster, seit ein neuer Abt angestellt worden war, nichts weniger als eingezogen und ihrer strengen Ordensregel gemäß. Sie hätten es selbst am Hofe des Markgrafen, die gewöhnlichen klösterlichen Funktionen, die Freiheit und die unterdrückten Wünsche und Hoffnungen früherer Zeiten abgerechnet, nicht besser haben können. Der Abt Adalbert, ein jovialischer, lebenslustiger Mann, sorgte auf alle nur ersinnliche Weise für das Vergnügen der Nonnen. Er ließ ihnen Dvids Verwandlungen und Virgils Aeneide, welche unlängst ins Deutsche übergetragen waren, und die aus der lombardischen und französischen

\*) Petersberg, eine Stunde von Eisenberg, ist ein Altenburgisches Kammergut. Von dem Kloster ist nur das Kornhaus, die jetzige Kirche, vorhanden. Die Gegenden, wo die Burgen gestanden haben, heißen noch der Briefen und die Hardt. Der Weiher oder Teich befindet sich in dem Dorfe Lubitz; der Wald ist verschwunden.

Sprache übersehten Romane z. B. den Wilhelm von Orleans, Blenschflur, Floren u. a. lesen, verschaffte ihnen Abschriften von Minneliedern, und hielt sogar jedes Jahr einen Monat hindurch einen eigenen Minnesänger, den Meister Miffonar. Zur Osterzeit wurden Schauspiele und bisweilen lustige Tänze von den Nonnen aufgeführt. Gutta weniger leichtsinnig wie ihre Gefährtinnen und noch zu sehr von ihrer ersten Liebe erfüllt, gab seinen Anträgen kein Gehör und hatte auch nichts von ihm zu befürchten, weil sein Charakter sehr gutmüthig war und er keiner Gewalt anthat. Späterhin wurde er von dem gedachten Naumburger Bischof wegen Verschwendung der Klostergüter abgesetzt.

Nach vier Jahren verließ Heinz das Ungarland. Der König hatte alles angewandt, um ihn dort zu behalten, wollte ihn mit der Burg Theben belehnen und ihm die Tochter seines Kanzlers zum Weibe geben. Beim Abschiede beschenkte er ihn königlich. Heinz verbarg sein verborgenes Gut in die Sättel der Pferde, und ohne weiter ein Abenteuer zu bestehen, kam er wieder in sein Vaterland zurück. Die Abendsonne röthete schon die Spitzen der Leuchtenburg, als er daselbst einzog und bei seinem Freunde, dem Grafen Wolfhard, Herberge nahm. Hier erfreute ihn zum ersten Mal nach so vielen unruhigen Jahren das stille häusliche Leben, welches Wolfhard und sein Gemahl, die holde Bertha, mit ihren zwei Kindern unter einander führten; Wolfhard mischte sich nicht in die Händel seiner Zeitgenossen, und war mächtig genug, jeden feindlichen Anfall abzuhalten.

Bertha kredenzte dem Gaste den Becher und hörte aufmerksam seinen Erzählungen von fremden Sitten und Gewohnheiten zu. Jede Frage desselben nach seiner Gutta suchte sie und ihr Gemahl an diesem Abend zu vermeiden. Als der Burgwärter zehnmahl ins Horn stieß, wurde der Schlaftrunk gebracht, und ihm eins jener gigantischen Betten angewiesen, worin und worunter jetzt wenigstens sechs schwächliche Nachkommen Platz finden würden. Beim Morgeneinbiß lud ihn Wolfhard zur Jagd ein, die bis Nachmittag dauerte, und erst nach dem Mahle machte er ihn mit dem Schicksale der Geliebten bekannt.

Nun hatte Heinz kein Bleibens mehr, und sprengte fort, hinaus in die dunkle stürmische Herbst-

nacht, ohne selbst zu wissen, was er beginnen sollte, immer nach der Gegend des Klosters zu. Nur mühsam vermochte ihm der Knappe zu folgen, und erst, als sie an den Wald gelangten, von den Pferden steigen und dieselben führen mußten, sprach derselbe: „Ritter! was beginnt Ihr! Ihr wollt doch nicht die Klostermauern erstürmen, das Fräulein, Christi Braut, mit Gewalt entführen, und den heiligen Sakungen Hohn sprechen? Ich hab' Euch treu und redlich gedient, aber wenn dies Euer Wille ist, so entlast mich, ich will mich zum Rudelsburger wenden, bei dem ein schönes Stück Geldes zu verdienen ist: dieser hat mir gestern, weil ich an der Saale lustwandelte, begegnet und Dienste angetragen.“

So ungern Heinz den Knappen zu jeder andern Zeit hätte ziehen lassen, so lieb war es ihm jetzt; er erwiderte: „daß er keineswegs das Kloster zu erstürmen und das Fräulein zu entführen gesonnen sei, daß er aber auch nicht mehr seiner Dienste bedürfe, und ihn sogleich entlassen könne.“ Der Knappe übergab darauf dem Ritter Schild und Lanze, sagte: „Gott geleite Euch,“ und ritt zurück.

Da der Ritter durch den Wald hinaus und schon einige Stunden von der Leuchtenburg entfernt war, sah er in der Ferne ein Licht schimmern und gelangte nach vielen Hindernissen, die ihm die unwegsame Gegend und immer dunkler werdende Nacht verursachte, in ein Dorf, das aus einigen schlechten, von Lehm und Holz erbauten, mit Stroh bedeckten Häusern bestand. Er pochte und rufte an dem ersten Hause. Ein Bauer trat heraus, bekleidet mit einer willklichen Jacke, einem runden Filzhut auf dem Kopfe, mit Bast gebundenen großen Schuhen an den Füßen — an der Seite ein großes Messer hängend. Seine Geberden drückten das Erstaunen über die Ankunft eines Ritters aus. „Habt keine Furcht, guter Mann. Ich will bei Euch ein wenig ausruhen,“ sagte der Ritter. Der Bauer führte ihn in die Stube, welche nur zwei kleine von Feuchtigkeit triefende Fenster hatte, und von einer an der Decke hängenden Lampe spärlich beleuchtet wurde. In dem Kamine brannte ein großes Feuer, um das auf einer unförmlichen aus Pfosten gezimmerten Bank des Bauers Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße, dessen Tochter mit der Spindel

und ein Bube mit Weidengeflecht beschäftigt, saßen. Der Ritter mußte an einem großen, im Winkel stehenden Tische Platz nehmen und man setzte ihm ein großes schwarzes Roggenbrod, Haferbrei, gekochte Erbsen mit einem Stück ungesotteneu Speck und Molken und Kofent vor. Während der Ritter aß, nahm der Bauer Anlaß, von dem schlechten und niederträchtigen Leben zu sprechen, das die Bauern führen müßten, indem sie dem Kloster das ganze Jahr hindurch die drückendsten Dienste zu leisten hätten. Denn sie müßten nicht allein das Feld bauen, säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuern bringen, sondern auch Holz hauen, Gräben machen und Boten laufen, so daß ihnen kaum einige Zeit übrig bliebe, die eigene Wirthschaft zu besorgen. Der Ritter erkundigte sich nach allen Verhältnissen im Kloster und erfuhr auch, daß in einem Walde in der Nähe ein Einsiedler wohne. Er gab dem Bauer einige Pflingulden und ließ sich sogleich zum Einsiedler führen. Der Bauer nahm ein Bündel Rienspähne, zündete während des Ganges einen nach dem andern an, und brachte den Ritter bald zur Klausnerwohnung.

Der Ritter grüßte und bat den Klausner um ein Nachtquartier; der Klausner legte ein dickes Buch, worin er eben gelesen, bei Seite, wies dem Gast einen weichen Sitz an und holte weißes Klosterbrod und einen Krug voll Wein herbei. Bald geriethen beide in ein vertrauliches Gespräch — der Klausner warf den falschen Bart und die Kutte von sich, worunter ein Ritterwams zum Vorschein kam, und erzählte: er sei während der Kriegshändel, die Sophie von Brabant mit dem Markgrafen Heinrich, wegen ihrer Ansprüche auf einen Theil von Thüringen veranlaßt, mit dem Herzoge Albrecht von Braunschweig hatte, bei Wettin gefangen worden, aber zu arm, um wieder nach Hessen zurückzukehren; sein Freund, der Abt, habe ihm einstweilen diese Wohnung eingeräumt und seiner Sicherheit halben müßte er einen Einsiedler vorstellen. Der Ritter freute sich innerlich über diese Nachricht, und hatte sich sogleich einen für seine Liebe günstigen Plan erdacht. „Euch ist,“ sprach er nach einer Pause, „das Klausnerleben lästlich und ich wünschte mich darin zu begeben; ich will Euch daher dreißig Augustalen und ein Rosß schenken, wenn Ihr mit mir gegen das Frühjahr tauschen wollt.“ Der

Klausner war dies sogleich zufrieden und ein Handschlag bekräftigte es.

Am andern Morgen traf der Ritter das Bauer-  
mädchen allein an, machte ihr ein Geschenk, und  
befahl ihr, der Nonne Gutta einen alten Bekannten  
von dem Ritter Heinz anzumelden. Das Mäd-  
chen war sogleich bereit dazu, und versprach ihm  
auch in der Folge, wenn er länger in der Gegend  
verweile, immer Nachricht von der Nonne zu brin-  
gen. Nach einer Weile folgte ihr der Ritter ins  
Kloster und fand Gutta am Sprachgitter seiner  
wartend. Sie schrie vor freudiger Ueberraschung  
laut auf, als sie den Geliebten erblickte, und kaum  
reichte ein stundenlanges Gespräch hin, sich ihre  
Herzensergießungen mitzutheilen.

Heinz kehrte wieder auf die Leuchtenburg zurück,  
wo er sehr gern gesehen wurde, und nahm daselbst  
sein Einlager auf einige Monate. Seine Stamm-  
burg war während seiner Abwesenheit ein Aufent-  
halt der Eulen geworden. An einem Baume neben  
der Straße fand er den Leichnam seines ehemaligen  
Knappen hängend, der schon auf der ersten Wege-  
lagerung überwältigt und getödtet worden war.

Als das Ostorfest — die Wiege des Frühlings  
— vorüber war, ging Heinz in der Kleidung eines  
Minnesängers, die Harfe auf dem Rücken, ins  
Kloster. Sein Aufenthalt darin dauerte eine Woche  
lang, während welcher er die Nonnen mit verschie-  
denen auf seinen Reisen gelernten Liederchen und  
abenteuerlichen Erzählungen unterhielt, mit dem  
Abte zechte, und mit Gutta das Nöthige verabree-  
dete. Alsdann zog er mit Bewilligung des Abtes,  
der durch eine reiche Spende für die Absichten des  
Ritters gewonnen worden war, als Einsiedler ein.

Nun begann für die Liebenden eine lange  
Reihe seliger Tage, und es fehlte zu ihrem Glück  
nichts weiter als die Beständigkeit. Wenn der Abend  
seinen Schleier über die Fluren warf, kam Gutta  
zu Heinz und brachte die Nacht in seinen Ar-  
men zu. Mit dem Aufgang der Sonne kehrte sie  
erst wieder ins Kloster zurück. Schien der Mond,  
der stille Gefährte der Nacht und der Liebenden, nicht,  
so trug sie eine hellleuchtende Laterne und machte  
bisweilen einen Bogengang, um jeden Späher irre  
zu leiten; gewöhnlich ging sie dann erst zu Arm-  
frieden, so hieß die Bauerstochter, welche die kleine  
Wirthschaft des Ritters besorgte, und ihm die

auserlesensten Speisen aus der Klosterküche holte.  
Kein Sturm, kein Regenguß, kein Ungewitter hielt  
sie von dem Gange ab. War unfreundliche oder  
kühle Witterung, so that sie einen weißen wollenen  
Mantel um. Des Tages über befand sich Heinz  
in Gesellschaft des Abtes, oder jagte in den Wäl-  
dern bis in die späte Nacht. Gutta erwartete ihn  
dann auf einem lieblichen Plätzchen, an einem mit  
Bäumen umgebenen Weiher, wo Heinz aus Baum-  
zweigen eine Laube errichtet hatte, die ihm zugleich  
zum Aufenthaltsorte diente, wenn er Fische angelte.

Endlich faßte Heinz den Entschluß, mit Gutta  
im Spätjahre ins Ungarland zu ziehen, wo sie, der  
Hierarchie zum Troß, ganz verborgen leben konn-  
ten und alte Freunde wieder fanden — er hatte  
auch noch Geld genug, die Reise bequem einzurich-  
ten. Der Herbst rückte immer näher heran, schon  
färbten sich die Blätter der Birken gelb und schim-  
merten in malerischen Gruppen unter den stets  
dunkelgrünenden Nadelholzbäumen hervor. Es wa-  
ren alle Anstalten zur Reise getroffen worden, und  
Armfriede sollte das slavische Bauerleben verlassen  
und als Hofe mitreisen.

Am Abend des Michaelistages kam Gutta in  
die Klausnerwohnung, fand den Ritter nicht, und  
ging an den Weiher, um ihn dort zu erwarten.  
Sie legte Mantel, Schleier und Tasche ab, und  
setzte sich an den Rand des Wassers, worin sich der  
funkelnde Sternenhimmel in schauerlicher Pracht ab-  
spiegelte. Sie dachte an die bevorstehende Reise,  
an die lange zwanglose Vereinigung mit dem ge-  
liebten Mann, und ihre Phantasie malte ihr die  
Zukunft mit den lieblichsten Farben aus.

In ein ganz neues Leben, unter ganz andere  
Menschen sollte sie treten, unter Menschen, die ihr  
der Geliebte so gut geschildert hatte. Und wie man  
sagte, war Zenobia, die Königin von Ungarn, auch  
eine Nonne gewesen.

Länger als eine Stunde mochte ihr in sol-  
chen angenehmen Träumereien verfließen sein, als  
sie ein fürchterliches Brummen und Schnauben  
auffschreckte. In einiger Entfernung erblickte sie  
einen großen Bär, gerade auf sie zulaufend, und  
konnte sich kaum durch die Flucht retten. Das  
durch eine erhaltene Wunde zur Wuth gereizte  
Thier lief blutend über den Mantel, zerrte den  
Schleier mit fort und schwamm über den Weiher

in den andern Theil der Waldung, der Schleier blieb am Schilfe hängen.

Heinz hatte den ganzen Tag im Walde gejagt, und wollte zurückkehren, als ihm der Bär aufstieß. Er verwundete ihn mit dem Jagdspieße, und eilte seitwärts, um demselben besser beizukommen, allein er blieb an einer Wurzel hängen und fiel mit dem Kopfe auf einen abgehauenen Baumstamm. Von dem Falle betäubt, lag er einige Zeit auf der Erde, raffte sich dann schnell empor, und sein erster Gedanke war an Gutta. Centnerschwer fiel es ihm aufs Herz, daß der Bär die Richtung dorthin genommen haben könnte, wo sie ihn gewöhnlich erwartete. Mit schlotternden Füßen und stechendem Schmerz im Kopfe nahte er sich der Laube, sah den blutigen Mantel die Tasche und den Schleier auf dem Wasser und glaubte, Gutta sei ermordet. Seine Sinne verwirrten immer mehr, und er wählte sogar ihren blutigen Körper aus dem Wasser hervorzuragen zu sehen.

Jammervoll schrie er: „o weh, meine Liebe ist todt! Ich bin Schuld daran, daß sie der Bär zerrissen, oder daß sie von ihm hart verwundet, den Tod im Wasser gefunden hat. O weh, mir Armen! — Heilige Dreifaltigkeit! — wie hast Du mein vergessen? — Ist mein Weib durch mich gestorben, so gilt's auch meinen Leib — es kommt mit mir zu Ende!“ — darauf zog er sein Schwert und erstach sich.

Nach einer Stunde kam Gutta wieder an diesen Ort und erblickte das Entsetzlichste, was ihr je

widerfahren konnte. Sie ahndete augenblicklich den Zusammenhang, rang die Hände und sank ohnmächtig nieder.kehrte gleich das entflohenene Leben bald wieder zurück, so verursachte ihr doch die fürchterliche Wirklichkeit immer neue Ohnmachten. Da der lichte Morgen hervorbrach — da der funkelnde Morgenstern am Himmel glänzte, richtete sie sich endlich sehr schwach und elend empor, warf sich über den Geliebten, küßte ihn, zog das Schwert aus ihm hervor und sprach mit schon gebrochnem Herzen und durch Schluchzen erschwelter Stimme:

„Hast du meinetwegen das Leben verloren, weil du glaubtest, ich sei von dem Bären ermordet, so will ich auch bei Dir bleiben hier und dort“ — sprach und durchstach ihr liebendes Herz.

Bald wurde durch Armsfriedens Vater, der vorbei zur Arbeit gehen wollte, die gräßliche Mähre im Kloster bekannt. Der Abt sagte: „die Liebe überwindet Alles und scheut selbst den Tod nicht. Gott wird ihren Seelen nicht zurechnen diese That, weil sie ohne den Fluch der Kirche mit einander vereinigt sind im Tode.“

Der Ritter wurde auf der Stelle, wo er sein Leben geendet, Gutta aber von den Schwestern im Klosterkirchhofe unter großem Wehklagen begraben; die Nonnen kannten ja alle die Gewalt der Liebe.

Noch immer sieht man in dunkeln Nächten den bleichen Schatten der Nonne mit der Laterne in verschiedener Richtung, wie vorzeiten im Leben, zu dem Grabe des Geliebten, und von dort zu dem andern wandeln.

## Gedichte von G. C. Benedix.

### Meine Liebe.

Nachthauch schüttle deine Thränen  
Auf die sterbende Natur,  
Fahre Du mit kühlen Schwingen  
Ueber Hain und Haide und Flur;

Laß die Silbertropfen hängen  
Bleich und stumm im Abendlicht,  
Siehe meine Augen brechen —  
Meine Liebe aber nicht.

Meine Liebe wohnt im Himmel,  
Wo die Lüfte milder weh'n,  
Meine Liebe wohnt in Sternen,  
Wo die Häuser Gottes steh'n.

Senke Deine fahlen Blätter  
Ahorn, auf das gelbe Moos,  
Und Du lege Deinen Samen  
Eichbaum, in der Erde Schoos.

Jahre werden dann vergehen,  
Oh' der Keim in Knospen bricht,  
Meine Hütte wird verfallen —  
Meine Liebe aber nicht.

Meine Liebe überdauert  
Meines Lenzes kurze Frist,  
Meine Liebe grünt und blühet,  
Wenn verwelkt mein Frühling ist.

Säusle in der Tannenwipfel  
Kalter Odem der Natur,  
In der Buchen Kronen rausche  
Deine dumpfe Stimme nur;

Durch der Wolken düstre Schleier  
Suche, Mond, dein bleich Gesicht,  
Siehe meine Jahre scheiden —  
Meine Liebe aber nicht.

Meine Liebe spiegelt wieder  
Als ein ew'ger Flammenschein,  
Meine Liebe wird unendlich,  
Wie mein Geist unsterblich sein.

### D frage doch nach Thränen nicht.

Ein Mädchen saß an Baches Rand  
In einem stillen Thal,  
Und auf die zarte weiße Hand  
Da fielen Thränen heißentbrannt,  
Ach Thränen ohne Zahl.

Und leise trat ich hin zu ihr  
Und sprach: „was weinst Du?  
O gälten diese Thränen mir,  
Dann Mädchen weinte ich mit Dir  
Und weinte immer zu.“

Da wendet sie ihr Angesicht  
Und deckt's mit ihrer Hand:  
„D frage doch nach Thränen nicht!“  
Das arme Mädchen leise spricht  
Das leiser noch verschwand.

Und also denk' ich jedesmal,  
Wenn man nach Thränen fragt,  
An jenes Mädchen dort im Thal,  
Das mir in ihrer stummen Qual  
So viel — so viel gesagt.

### D dräng Dich nicht in eines Menschen Frieden.

Von eines Berges hoher Felsenspitze  
Da floß ein Bächlein silbern in das Thal,  
Und rein und klar brach's durch die Felsenriffe  
Und spiegelte im goldnen Sonnenstrahl.

Und wie es tief und tiefer niederwallte  
Da stieß es scheu auf einen feichten Grund,  
Es staute sich, wie wenn es rückwärts prallte,  
Und floß nun trüb in einen Felsenschlund.

Und also dacht' ich mir das Menschenleben,  
Das wie das Bächlein rein und klar entspringt,  
Bis denn auch ihm, auf feichtem Grunde eben,  
Sein ärgster Feind, der Mensch, entgegenbringt.

Ach denk' ich dran, was uns die Welt darf bieten,  
Dann ruf ich laut in allem meinen Schmerz:  
D dräng' Dich nicht in eines Menschen Frieden!  
Denn heilig, heilig ist das Menschenherz.

Seht jenes Bächleins tiefgetrübte Welle,  
Wie sie verfluchen und verflücken muß,  
Und ach, wie manches Menschen Lebensquelle  
Habt ihr zertreten unter eurem Fuß.

### Die Magnolia.

Auf blumenreicher Flur,  
Von Cedern warm umhegt,  
Ward die Magnolia  
Gewartet und gepflegt.

Und eine Knospe brach  
Aus ihrem Blätterschoos  
Und rang sich mehr und mehr  
Vom Mutterstamme los.

Die Blume nun zu schaun,  
Erblüht im Blumenhag,  
Hab' ich gewartet, lang  
Gehofft von Tag zu Tag.

Die Nächte wurden kalt,  
Die Erde feucht bethaut —  
Die Blume starb im Keim,  
Noch eh' ich sie geschaut,

Nun trag' ich tief in mir  
Seit langer, langer Zeit  
Auch einen edlen Keim  
Von Gott in's Herz gestreut.

Und er will nicht erblüh'n,  
Nicht öffnen Kelch und Kron'  
Und ich hab' ihn gepflegt  
So manche Jahre schon.

Ach, das bist Du mein Lieb,  
Mein Schmerz und meine Lust,  
Du bist, was ich gehegt,  
So treu in meiner Brust.

Dein dacht' ich, als ich nun  
Die todte Knospe sah —  
Du bist im Keim verwelkt  
Wie die Magnolia.

## W a r n i c k.

Hof- und Theaterfriseur zu Berlin.



Dieser anspruchlose Mann, der hochbejahrt im vorigen Jahr gestorben ist, hat wohl nie daran gedacht, daß er Stoff zu Zeitungs- und Zeitschriften-Artikeln geben würde, er liefert daher einen Beweis, daß man, selbst noch nach seinem Tode, seinem Schicksal nicht entgehen und die Federn der Literaten in Bewegung setzen würde, um damit einige Spalten in einer Zeitung oder Zeitschrift zu füllen.

Am ausführlichsten ist der Aufsatz über ihn in den Jahreszeiten No. 41. mit der Ueberschrift: „eine Berliner Stadtfigur.“ Doch kann er nicht für den Nekrolog der Deutschen benutzt werden; denn es fehlt darin der Tag, das Jahr und der Ort seiner Geburt, noch wer seine Aeltern gewesen und dergl. und der Tag und das Jahr seines Todes\*); dahingegen weiß er, daß dieser Hof- und Theaterfriseur nicht Warnick, sondern Warnicke geheissen, und den Vornamen Johann gehabt hat, obgleich er in dem Wohnungsanzeiger von Berlin, bevor ihn noch der Doctor und Buchhändler Weit in Verlag hatte, immer Warnick und mit einem F. zur Bezeichnung seines Vornamens aufgeführt steht, wonach er nicht auf den Namen Johann, sondern auf Franz, Ferdinand, Friedrich, Felix, Fürchtegott oder wohl gar Feodor getauft sein muß. Was die Schilderung des Aeußern des Verstorbenen betrifft, so ist dawider nichts zu erinnern, und eine treue Skizze des Urbildes; was hingegen über seinen Charakter und Benehmen gesagt wird, so war er kein so schlauer Diplomatiker, um es mit keinem von denen, mit welchen er vermöge seines Geschäfts

in Verbindung kam, nicht zu verderben, damit Keiner, obgleich Friseur, durch ihn Haare lasse. Sein Bestreben bestand darin: sich bei seinen Kunden beliebt zu machen, und es gehörte unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. zum guten Ton der haute volée, seine Geschicklichkeit in Anspruch zu nehmen, weshalb er bei dem jungen reichen Adel, hauptsächlich bei den Officieren der Garde du Corps, der Regiments-Gend'armes und des Leibhusarenregiments sehr beliebt war, welche damals mehr oder minder begünstigt, den gefeierten Schauspielerinnen den Hof machten, von welchen er ohngeachtet seiner diplomatischen Zugeknöpftheit, in seiner arglosen Unbefangenheit kleine Geheimnisse ihrer Toilette wohl verrieth. Die von ihm erzählten Anekdoten sind um so mehr problematisch, da man jetzt oft von einer Menge erdichtete oder von andern Personen bekannte, mit Variationen, als authentisch drucken läßt.\*)

Daß der Hof- und Theaterfriseur Warnick bei so reicher und generöser Freundschaft keine Nahrungsvorgen haben und da er an ein frugales Leben gewöhnt war, sehr gemüthlich leben und Ersparnisse machen konnte, um in seinem vorgerückten Alter ein behagliches Leben führen zu können, gereicht ihm zum Lobe, weil jetzt dieser Fall sehr selten ist, und im Gegentheil sehr Viele, welche bei dem Verdienst ihres Erwerbs, ihrem Stande gemäß, anständig leben und auch wohl noch etwas für unvorherzusehende Unglücksfälle ersparen könnten, durch den Hang zu kostspieligen Zerstreuungen, zum Luxus in Wohnungen, deren Neublicung und Flitterstaat, sich zu Grunde richten und mit Hinterlassung von Schulden sich heimlich aus dem Staube machen und nach Amerika auswandern.

So hatte Warnick auch der Eigenthümer eines Hauses in der Mauerstraße werden können, wie der Berichterstatter in den Jahreszeiten erwähnt; es sei noch hinzugefügt, daß es die Nummer 42 führt, damit Reisende, welche sich durch die Notiz

\*) Seit 1848 bis 1851 sind eine nicht unbedeutende Anzahl Deutscher gestorben, denen der Großherzogl. Sachsen-Weimarsche Commissionsrath und Hofbuchhändler Herr Voigt in dem in seinem Verlag erscheinenden jährlichen Nekrolog keinen Platz einzuräumen Verurtheilung gefühlt hat. Diese Schonung verdient eine lobende Anerkennung, aber es bleibt doch wünschenswerth, daß diese Gestorbenen, die bei ihrem Leben mit so großem Lobe überschüttet wurden, auch noch nach ihrem Tode durch einen unparteiischen Nekrolog vor Vergessenheit gesichert werden, und Herr Willibald Alexis (Hering) könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn er ihre Biographien in der neuen Percival aufnähme.

\*) Namentlich hat sich dies die Neue Preussische Zeitung mit einer Anekdote, angeblich aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. schuldig gemacht, die der schwarze Adler sogleich wiederholt hat. Es verdient wohl, was es eigentlich mit dieser Anekdote für eine Bewandniß hat, näher beleuchtet zu werden, und man behält es sich vor, es zur Ehre und Wahrheit zu thun.

über ihn in den Jahreszeiten für ihn interessiren, es in Augenschein nehmen können, und wenn eine neue Ausgabe von den Sehenswürdigkeiten Berlins veranstaltet werden sollte, sie dadurch zu vermehren. Es sei erlaubt, den Wunsch zu äußern, daß aus Pietät die Haarkünstler eine Subscription unter sich veranstalteten, und eine Tafel von Eisen mit goldenen Buchstaben anfertigen und über die Hausthüre dieses Hauses mit seinem Namen anbringen lassen, um sein Andenken späteren Generationen zu erhalten. Die Pietät der Israeliten ist mit einem nachahmungswerthen Beispiel schon vorgegangen, indem sie das Haus, in welchem Moses Mendelssohn gewohnt (Spandauerstraße) mit einer Tafel geschmückt hat, wie dieses der Welt und Nachwelt verkündet wird. Da jedoch dieser fromme Wunsch, wie so viele, höchstwahrscheinlich unerfüllt bleiben dürfte, so könnte sich der Verleger des Wohnungsanzeigers von Berlin, Herr Dr. Weit ein großes Verdienst erwerben, wenn er künftig in diesem Anzeiger bei den Häusern, in welchen berühmte Männer oder Frauen, oder Notabilitäten beiderlei Geschlechts früher gewohnt haben, solches mit einem Paar Worten bemerkt. Ein sehr großer Theil der Bewohner Berlin's, und gewiß auch in anderen Städten und Provinzen des preussischen Staats würden ihm dafür weit dankbarer sein, als für die Reden als Abgeordneter in der ersten Kammer. Es wäre zuviel verlangt, wenn er diese Notizen bis auf die früheren Zeiten ausdehnen wollte, dazu würden die Data schwer zu ermitteln sein, denn von einigen sind nur die Amtswohnungen der berühmten Männer geblieben, z. B. das graue Kloster, wo der berühmte Geograph Büsching, das Joachimsthalsche Gymnasium, wo ein Meérotte, das Amtsgebäude eines Teller, denn selbst die Amtswohnung eines Spalding ist vermüthet und von Handwerkern bewohnt. Das Haus des Cabinetsministers Grafen v. Herzberg in der Niederwallstraße ist in eine Gewerbeschule verwand-

elt worden, das Palais des Ministers v. Zedlitz erlitt manche Metamorphosen, wurde zu einem öffentlichen Vergnügungsort und ist jetzt dort eine lithographische Anstalt.

Wer erinnert sich noch, daß der Staatsminister v. Münchhausen in der Klosterstraße in einem Eckhause an der Parochialkirchgasse, der Großkanzler v. Carmer auf dem Alexanderplatz und der Großkanzler v. Goldbeck auf dem Plage des Brandenburger Thores wohnten. Das Haus des Malers Bernhard Rode in der Klosterstraße ist längst von einem Besitzer zum Andern übergegangen, wer kennt die Nummer des Hauses auf der neuen Promenade, wo Kamler gewohnt, die des Hauses in der Behrenstraße, wo Daniel Ehdewiecki durch seine Radirnadel so werthvolle Meisterstücke schuf. Es wäre unbillig, wenn man verlangen wollte, diese Notizen bis auf längst vergangene Zeiten auszudehnen, sie würden unendlich mühsame Nachforschungen erfordern, und nur einen geringen Erfolg erzielen. Daher würde es am besten sein, wenn der Wohnungsanzeiger von Berlin sich nur auf die Notabilitäten, welche kurz vor oder seit dem an Errungenschaften so reichen Jahre 1848 und 49 lebten, beschränkte, und bei den Nummern der Häuser in den verschiedenen Straßen, wo sie gewohnt, ihre Namen anführte, z. B. Dr. Bettziech, (pseudonym Beta) August Braß, Doviak, Dr. Eichler, Dr. Eylert (der Sänger der deutschen Marseillaise), Dr. d'Esser, der gewesene Lieutenant Held, Herwegh, der Redacteur der Zeitungs-Halle Dr. Julius, Arthur Müller, der berühmte Linden-Müller, der Studiosus Schafner, der Referendar Schramm, der Dr. N., der Romanschreiber Lemme, die wilde Rose Luise Aston, u. s. w., wobei auch nicht die Nummer in der Neumannsgasse, wo die sogenannte ewige Lampe gebrannt hat, zu vergessen sein würde.

**Tento-Demokritos.**

### Feuilleton.

**Inschrift in ein Album.** Ein Abgeordneter der zweiten Kammer in Berlin, der immer in einer sehr unziemlichen Sprache die Opposition

gemacht, legte sein Mandat nieder. Als er darauf wieder zu seinem Wohnort zurückkehrte, ließ er zur Erinnerung an seine Theilnahme in der zweiten

Kammer ein Album circuliren, worin sich seine Genossen einschreiben sollten.

Durch ein Versehen erhielt es auch ein Abgeordneter, der keinesweges zur Linken, sondern zur Rechten gehörte, und dieser schrieb folgende Zeilen in das Album: „ich empfinde jedesmal eine herzliche Freude, wenn ich höre, daß ein Gutsherr auf den Gedanken gekommen ist, daß es eben so gut seine Bestimmung sein könne, für das Beste seiner eigenen Unterthanen, als des Landes zu sorgen. Meiner Seele, wir haben ja noch Leute genug, die daran denken; und was hat das Land davon? eine einzige Person, die für den größeren oder geringeren Kreis lebt und wirkt, den ihr unser Herr anvertraut hat, schafft mehr wahren Nutzen, als hundert solcher, die immer nur Verbesserungspläne machen, die nie bewerkstelligt werden können.“

Emilie Flygare Carlén.“

Mit dem Wunsch, daß alle durch unausführbare Theorien verschrobene Köpfe dieses beherzigen mögen, zum Andenken an

N. N.

**Bestrafter Hochmuth.** Voiture, zu seiner Zeit ein beliebter Dichter, war der Sohn eines Weinhändlers; er hatte die verächtliche Eitelkeit, für eine Abkömmling von höherem Stande gelten zu wollen, und trank nie einen Tropfen Wein, sondern nichts als Wasser, seit ihn Jemand arglos gebeten hatte, Wein zu kosten, um sein Urtheil über dessen Werth zu ertheilen, denn, als der Sohn eines Weinhändlers müsse er ein kompetentes Urtheil fällen können. Die Folgen dieser Schwachheiten zogen ihm ein Epigramm zu, das allgemein in Paris in Umlauf kam. Es lautet:

Voiture, zieh bescheiden Dich zurück.

Mit deinen Versen machst Du nicht viel Glück,

Wie Wein verkaufend es gemacht Dein Vater hat.

Du trinkst nur Wasser, und man merkt es gleich,

Denn Deine Reimereien sind sehr matt und wasserreich.

—h—

**Thierverein.** Unter dieser Benennung zeigt ein Herr Mathias Hüntgen aus Düsseldorf in einem großen Käfig wilde Thiere, die sich mit zahmen, welche sie sonst auf das blutdürstigste verfolgen, einträchtig leben. Er hat, nach seinem diesfälligen Bekanntmachungen, diese Thiere von seiner Reise von London nach St. Petersburg, als Thierlieferant mehrerer Höfe, seine Menagerie dem Publikum zur Schau ausgestellt, und befindet sich

jetzt in Berlin, um dem dortigen schaulustigen Publikum diesen Genuß zu verschaffen.

Die Berliner Morgen-Zeitung, die Zeit, giebt ihm das Zeugniß: „wir haben mehrere dergleichen schon früher gesehen; man zeigte uns aber meist abgemattete, schlaffe Thiere, während die des Herrn Hüntgen jung und frisch sind. Um so mehr ist es zu bewundern, daß es gelungen, ihre wilde Natur so zu bewältigen, daß sie mit ihren Erbfeinden friedlich schlafen und fressen. Wollte Herr Hüntgen sich nach einem bessern Lokale umthun\*) so würde der Besuch seiner Menagerie sich gewiß noch vermehren.“

Nicht bloß ein besseres Lokal ist zu wünschen, auch daß Herr Hüntgen in der gedruckten Bekanntmachung bei dem Wolf die Worte: „welcher keinen Menschen verschont,“ weglasse, denn sie dürften Manchen abschrecken, sich für 5 oder 2½ Sgr. der Gefahr auszusetzen, von einem keinen Menschen verschonenden Thiere angefallen zu werden.

Herr Hüntgen könnte sich übrigens ein weit größeres Verdienst um die Menschheit erwerben, wenn er statt Raubthiere und Raubvögel — wie er in seiner Bekanntmachung versichert, zu bändigen versteht, wonach er die Raubvögel nicht zu den Thieren zu rechnen scheint, die in wüthendem Groll sich anfeindenden Parteien so vereinte, daß sie friedlich zusammenschließen und speiseten. Die modischen Zweckessen verfehlen zuweilen diesen Zweck, wie Berlin bei dem zur Feier der eingeführten Städteordnung, zum Verdruß von Jedem gezeigt, der noch nicht alles Gefühl für Anstand und Sittlichkeit verloren hat, denn das rohe Benehmen der Herberge oder der gemeinsten Kneipe schlug Mehreren in den Nacken.

N.

### Sylbenräthsel.

Das erste ist niemals ein Weib,  
Das zweite niemals uns fern;  
Das Ganze nährte vierzig Jahr den Leib  
Der „Auserwählten des Herrn.“

Herbst.

J. W.

(Auflösung in nächster Nummer)

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

„Zellheim“ (Minna v. Barnhelm.)

\*) Der Schauplatz ist nämlich Vertrauden-Strasse.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.